

Zeitschrift:	Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber:	Schweizerisches Rotes Kreuz
Band:	76 (1967)
Heft:	8
 Artikel:	Die Schweiz und ihre Zukunft - was verteidigen wir?
Autor:	Zbinden, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-975121

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweiz und ihre Zukunft – was verteidigen wir?

Prof. Dr. Hans Zbinden

Helvetisches Malaise

Wieder einmal rumort durch unser Land die Klage vom «malaise», von einem helvetischen Unbehagen, das durch eine Reihe von Vorfällen und Problemen ausgelöst wird: nach dem unglücklichen Miragehandel ist es unter anderem erneut das Verhältnis Deutsch-Welsch, verschärft durch den Juraseparatismus; die Angst vor der Ueberfremdung; das Misstrauen zwischen Volk und Behörden; der angebliche Gesinnungsterror und die Gesinnungsschnüffelei; die Spannung zwischen «Links-Intellektuellen» und reaktionären Neigungen; natürlich auch das Frauenstimmrecht, die Neutralität und die abwartende Haltung der Schweiz gegenüber den Vereinten Nationen und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft — kurz, es fehlt nicht an allergischen Stellen, und manche, die das Phänomen des Malaise als etwas Neues entdeckt zu haben meinen, gehen soweit, diese Situation zur Frage zuzuspitzen, ob die Schweiz in der heutigen Welt überhaupt noch zeitgemäß sei und in ihrer jetzigen, überlieferten Form eine Daseinsberechtigung habe. Die «museale Schweiz» ist ein beliebtes Schlagwort geworden.

Solche Einstellungen rufen zwangsläufig einem anderen Extrem, das in der Ansicht gipfelt, dass derlei «existentielle» Betrachtungen und ein Infragestellen der Schweiz als solcher überhaupt nicht statthaft sei und an Landesverrat grenze, dass man jedenfalls solche aufwieglerischen Elemente ausmerzen sollte. Zweifellos ist man nicht nur in diesen extremen Lagern, sondern auch sonst in unserem Lande sichtlich intoleranter, gereizter geworden, man ist gleich beleidigt und reagiert mit tierischem Ernst und stierischer Heftigkeit; die Parteien wachen ängstlich über der Linientreue ihrer Adepten und Vertreter — und halten oft damit profilierte, unabhängige Persönlichkeiten von sich und der Politik überhaupt fern. Hinter dieser Befangenheit und Ängstlichkeit, hinter diesem verklemmten Wesen, das Kritiker mit Recht an unserem Verhalten rügen, verrät sich letztlich — wie hinter der nach vorn flüchtenden Aggressivität mancher «Nichtkonformen» und dem oft nervösen Reagieren der Behörden — nichts anderes als innere Unsicherheit und auch eine grosse Unklarheit hinsichtlich der Stellung der Schweiz in der Welt von heute und morgen und ihrer Bereitschaft zu einem Strukturwandel im Tempo der Zeit.

In einem freilich sind sich diese so verschiedenartigen, oft gegensätzlichen Ansichten auffallend verwandt: nämlich in einer unleugbaren Ignoranz der letzten fünf-

zig bis sechzig Jahre unserer Geschichte, einer Unwissenheit, die in einem Lande, das so stolz ist auf die Gipfelhöhe seines Schulwesens, unerwartet ist; denn eigentlich müssten sie beide, die heftigen Negierer wie die eifigen Verteidiger des Bestehenden, wissen, dass diese Diskussion über Sinn, Daseinsrecht und Wandlungsfähigkeit der Schweiz fast so alt ist wie die Schweiz selbst, und dass innert der letzten paar Jahrzehnte, vor allem während und nach den Weltkriegen, immer wieder vom «helvetischen Malaise» die Rede war, das je nach den Zeitproblemen in verschiedener Gestalt auftrat, im Kern aber immer die gleiche Frage stellte.

Dieses Unbehagen hat weder mit der Kleinheit unseres Landes, wie man behauptet hat, noch mit Konformismus und Nonkonformismus zu tun; dies sind nur die jeweiligen Ausdrucksweisen einer fast traditionellen Reaktion des helvetischen Bewusstseins auf die Zeitprobleme, die inneren und äusseren Spannungen. Wie wenig das helvetische Unbehagen zum Beispiel aus der Kleinheit des Landes abzuleiten ist, können wir daraus erkennen, dass ganz ähnliche Aeusserungen, wie wir sie von nach geistigen Gesichtspunkten ausgerichteten Schweizern kennen, sich bei Schriftstellern wie Mark Twain, Van Wyck Brooks, Henry Mencken und vielen anderen Kulturschaffenden der Vereinigten Staaten finden, wo eher die Grösse des Landes Anlass zur Klage bildet, ebenso wie wir sie bei englischen, französischen, italienischen Schriftstellern ihrem eigenen Lande gegenüber antreffen. Ueberall sind es — weit mehr als der Raum des Landes — tiefer sitzende, allgemeinere Gründe und Erscheinungen der nivellierten modernen Gesellschaft des technischen Zeitalters und ihrer Geistfeindlichkeit und Kulturentfremdung, die ein Unbehagen, eine innere Auflehnung oder Resignation auslösen. Auch das periodisch bei uns auftretende Malaise «Deutsch-Welsch» ist keineswegs nur uns eigen, es gibt sich — weit schärfer und ernster — auch in anderen mehrsprachigen Staaten kund; man denke an Belgien, an Italien und Südtirol, an Kanada.

Heute ist einer der Gründe des Unbehagens und der oft massiven Kritik an unserem Lande, seiner Haltung und seinen Institutionen zweifellos die Frage, ob die Schweiz angesichts der allgemeinen Tendenz zum Grossraum, dem vor allem wirtschaftliche Bedeutung beigemessen wird, und zur kontinentalen Integration nicht in manchem anachronistisch geworden sei; ob unser Föderalismus inmitten der Entwicklung zum allbeherrschenden Zentralismus noch eine Berechtigung habe.

Man behauptet, unsere Institutionen seien veraltet, durch die Ereignisse einer stürmisch vordrängenden Zeit überholt, und manche Wortführer solcher Ansichten glauben, daraus die Frage nach der Existenzmöglichkeit, ja der Existenzwürdigkeit der kleinen, neutralen, konservativen Schweiz stellen zu sollen. Sie verdichtet sich zur Mahnung, den «Anschluss an den Zug» nicht zu verpassen, wobei an die EWG oder die UNO oder die Synthese von Ost und West gedacht wird.

Es lässt sich nicht leugnen, dass unser Land in diesen Weltproblemen eine sehr grosse Bedächtigkeit an den Tag legt (wie es dies freilich auch in früheren Entscheidungen immer wieder getan hat, übrigens nicht zum Schaden seines Gedeihens und Bestehens). Natürlich wäre es wünschbar, dass man — wie dies kürzlich auch Professor Dr. J. von Salis gesagt hat — endlich aufhört, im Ausland mit der Formel «Neutralität und Solidarität» zu hausieren; denn die Erfahrung zeigt, dass uns die Welt solche Erklärungen schon deswegen nicht abnimmt, weil man im Ausland vom Wesen der Schweizer Neutralität herzlich wenig versteht und vielleicht nicht viel davon verstehen will. Da tönen solche Formeln etwas zu sehr nach pharisäischer Selbstrechtfertigung, auch wenn sie durchaus ehrlich gemeint sind und für uns einen Sinn haben mögen.

Das helvetische Paradoxon

Notwendiger und hilfreicher ist es, dass die Schweiz sich bewusst bleibe, wie sehr sie in ihrem Wesen und Wollen in der heutigen Welt ein Paradoxon darstellt, woraus aber keineswegs zu schliessen wäre, dass ihr Dasein für diese Welt nicht mehr nötig oder fruchtbringend sei. Das Wort von «der Schweiz, die man erfinden müsste, wenn es sie nicht bereits gäbe» hat nichts an Geltung verloren, im Gegenteil, selten erschien ihr Dasein so erwünscht und sinnvoll für die kommende Entwicklung Europas wie gerade heute. Inmitten des gegenwärtig wiederum heftigen Nationalismus, der Prestigesucht der Mächte, der verfälschten, durch Misstrauen und Angst verzerrten «Images», die die Völker allem internationalen Verkehr und allen Kontinentverbindungen zum Trotz voneinander haben, angesichts solcher Atavismen erscheint es wünschbarer denn je, dass sich im Herzen Europas das Miniaturmodell eines relativ friedlichen und vernünftigen Zusammenhalts verschiedener Völker, Rassen und Sprachgruppen als Realität darbiete, als eine Art kleiner, bescheidener

aber immerhin lebenskräftiger Verheissung für den grösseren Zusammenschluss europäischer Nationen, ein Gebilde, nicht frei von zeitweise auftretenden Spannungen, von oft ernsten inneren Gegensätzen, aus denen es immer aufs neue mit dem aufrichtigen Willen zu wirklicher Begegnung den Weg zu Synthesen oder verständigen Kompromissen zu suchen gilt als einer dauernden, durch die Jahrhunderte der Geschichte fortwirkenden Aufgabe in immer neuer Gestalt. Dies hat bisher unser kleines, paradoxes Land kräftig und widerstandsfähig erhalten.

Die Schweiz ist aber nicht nur inmitten einer Welt des National- und Kontinentalhochmuts ein Paradoxon. Sie ist es schon in bezug auf ihre elementaren physischen und sozialen Gegebenheiten. Schulbücher lehren uns, Gebirge seien grenzenbildende, ländertrennende Schranken; die Schweiz sitzt rittlings über einer Doppelreihe hoher Gebirgsketten und hütete sich schon früh weislich, allzu weit ins verlockende Tiefland vorzudringen oder gar den Zugang zum Meer zu suchen. Man lehrt uns weiter, die Wohlfahrt und der Reichtum einer Nation hänge von Rohstoffen und Kolonien ab; die Schweiz hat ausser der «weissen Kohle» nichts dergleichen und ist dennoch erfolgreich, ist wohlhabend geworden und hat einen vielbeneideten Lebensstandard erreicht. In vielen Lehrbüchern steht, die Einheit der Sprache bedinge die Einheit des Staates und der Nation; unser Land aber umfasst vier Landessprachen. Das heisst freilich nicht, dass es sehr viele Schweizer gibt, die drei oder auch nur zwei davon einigermassen beherrschen; soweit hat es die vielberufene Helvetia mediatrix in ihren eigenen Grenzen noch nicht gebracht. (Hier harren unserer Schweizer Schulen noch schöne und dankbare Aufgaben.) Ein Paradox ist schliesslich die Schweiz insofern als sie zwei Weltkriege mitten in Europa ungeschmälert überstand, wobei ihr selbstverständlich — wie das in der Völkergeschichte zumeist der Fall ist — das Glück der Umstände behilflich war. Als paradox kann vielleicht auch angesehen werden, dass es ihr schon vor dreissig Jahren, nach Ueberwindung der heftigen sozialen Krisen um 1918/19, im Jahre 1937 gelang, im Abkommen Düby-Ilg einen dauernden Arbeitsfrieden zwischen zweien der grössten Wirtschaftsgruppen zu begründen, was unser Land vor der Geissel endloser und oft sinnloser Streiks bewahrte, unter denen so viele andere Länder bis heute zu leiden haben.

So ist es gerade das «Unzeitgemäss», das den Entwicklungen unserer Zeit paradox Widersprechende und Widerstreitende, sie vielfach Desavouierende, das unsere Exi-

stenz nicht nur auszeichnet, sondern sie auch bisher gesichert hat. Es war unser Glück, dass wir in diesen Dingen nicht «mit der Zeit gegangen» sind, dass wir, wie man es heute wieder mit Recht betont, in unserer Geschichte und auch gegenwärtig in manchem «gegenläufig» sind; denn oft hat sich dies Gegenläufige als ein Vorausgehendes, als ein Vorläuferisches erwiesen. Hier kann die Schweiz in aller Bescheidenheit feststellen, dass sie der allgemeinen «Verdorfung Europas», wie sie Ortega y Gasset unbestechlich inmitten des rede- und papierfreudigen internationalistischen Treibens aufdeckte, bisher weit weniger erlegen ist als so manche Staaten, die sich als die Baumeister von morgen fühlen. Wenn auch die Schweiz von Prestigeverlangen und nationaler Eitelkeit nicht frei ist und es immer mit Wohlbehagen vermerkt, wenn sie im Ausland gelobt wird (wie zum Beispiel jetzt für die an der Weltausstellung in Montreal gezeigten Leistungen, unter denen jedoch bezeichnenderweise solche der Kunst und Literatur völlig fehlen!), so bleibt sie doch bei allen Schwächen massvoll und ohne verstiegene Ambition.

So hält sich denn auch die schweizerische sogenannte «Kulturwerbung» im Ausland in sehr bescheidenen Grenzen, verglichen mit dem Riesenaufwand anderer Nationen. In so vielen Dingen der Gegenwart, die als das non plus ultra der Modernität gelten, hat die Schweiz gar keinen Anlass, sich den Zeitströmungen anzupassen, dem «Puerilismus» der Gegenwart, wie Huizinga sagte, zu folgen. Gegenläufigkeit ist hier nicht nur nicht museal, sondern Zeichen einer klaren, verständigen, zukunftsbeswussten Einsicht. Wenn die Schweiz im heutigen Europa, diesem Europa, das sich seit Jahrzehnten um seine wirtschaftliche, kulturelle, politische Integration bemüht, nichts anderes darstellte als den «Anachronismus» einer übernationalen, von Gruppendiftik freien Haltung, so wäre sie schon deshalb ihres Bestandes und dessen Verteidigung wert. Vielleicht blieben der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft manche Krisen und Spannungen erspart, wenn in ihr etwas mehr von dem genossenschaftlichen Geist und Gemeinschaftswillen lebte, der sich in der Schweiz, allen Gefahren und Bedrohungen zum Trotz, immer wieder bewährt und durchgesetzt hat.

Solange das erträumte geeinte Europa, das wir in kleinem Maßstab, sozusagen als Laboratoriumsversuch, realisiert haben, von der Verwirklichung noch soweit entfernt ist, wie es zurzeit den Anschein hat, besteht für

uns wenig Anlass, einem noch fernen und vagen Zukunftsplan zuliebe unsere Errungenschaften zu opfern und unsere Selbständigkeit preiszugeben.

Doch die Frage, was wir eigentlich zu verteidigen haben, ist zunächst viel elementarer, naturnäher sozusagen als solche Ueberlegungen. Jedes Wesen wird, wenn es bedroht oder angegriffen wird, sein Dasein zu verteidigen und sich vorsorglich gegen mögliche Gefährdungen von aussen — woher immer sie kommen mögen — zu schützen trachten. So verteidigt auch unser Land in erster Linie einfach sich selbst, seinen Bestand, sein Daseinsrecht und die nach seinem Willen geschaffenen Institutionen, gleichgültig, ob diese immer zu aller Befriedigung arbeiten oder sich von Zeit zu Zeit als wandlungsbedürftig erweisen. Es bekräftigt damit nichts anderes als ein Grundgesetz alles Lebendigen. Nur ein von Gespenstern behextes oder morbides Empfinden könnte solche Haltung in Frage stellen wollen. Dass dies für kleine Staaten ebenso gilt wie für grosse, hat Israels mutiger und entschlossener Abwehrkampf in unserer Zeit eindrucksvoll erneut erhärtet. Es ist kein Zufall, dass sein Kampf und rascher Sieg bei uns ein so tiefes Mitgefühl auslösten.

Abendländisches Helvetien

Mit unserem Dasein verbindet sich aber weit mehr als die bloss selbsterhaltende Verteidigung gegen Gefahren. Das bedarf kaum eines Nachweises, ist doch unser Dasein ja nur dadurch möglich geworden und erhalten geblieben, weil es über seine blosse Existenz hinaus Werte, Aufgaben, Ideale verkörpert, die über ein einfaches «Vorhandensein» weit hinausreichen und ihm rückwirkend erst die tiefere Berechtigung, den verpflichtenden Sinn verleihen. Die staatliche Einheit und organische Geschlossenheit einer Völkervielheit, der feste Bund verschiedenartiger, in Europa so oft gegenseitlich und feindlich gesinnter Gruppen, ist nur zustandegekommen durch die Macht eines vernünftigen Willens, der leider dem heutigen Europa noch weithin abgeht, eines Willens, der über alle Spannungen und Gegensätze hinweg zu einem Zusammenhalt reifte; ein Wille also, der die Gedanken der Toleranz, der Achtung vor des andern Meinung, des Schutzes der Minderheiten und ihrer Freiheiten ins staatliche Leben umzusetzen trachtete. Nicht, dass dies nun der Schweiz bereits durchwegs gelungen wäre; immerhin aber sind hier Begriffe,

Forderungen, Rechte verwirklicht, deren Tragweite über unsere nationale Lebensform weit hinausreicht und die Grundlage jeder auch grösseren modernen freien Gemeinschaft darstellt. Wenn wir sehen, welche Mühe es heute noch manchen Kulturstaaten der abendländischen Welt bereitet, zum Beispiel ihre Minderheitenprobleme oder ihre Sprachenkonflikte gerecht zu lösen, so wird uns dies kaum zu pharisäerhaften Regungen verführen, wissen wir doch aus eigener Erfahrung, wie schwierig und ständiger Wachsamkeit bedürftig die hier sich stellenden Aufgaben sind; aber in der Art ihrer Behandlung verrät sich ein Geist des Masshaltens, ein Wille zu vernünftigen Lösungen, die immerhin bezeugen, dass die Werte der Toleranz, Achtung und Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Völkern nicht lebensferne Ideale sind.

Dass es heute mehr denn je eine Verpflichtung darstellt, diese humanen Errungenschaften abendländischer Gesinnung hochzuhalten, sie notfalls entschlossen zu verteidigen, das wird keiner ernstlich bezweifeln wollen, dem diese Grundlagen menschlichen Zusammenlebens in ihrer geschichtlichen Bedeutung klar geworden sind. Dass sich damit immer wieder und in erster Linie die Forderung an uns selbst stellt, wissen wir aus einer Reihe schmerzlicher Erfahrungen unserer Geschichte auch aus der jüngeren Zeit. Man denke etwa an das beschämende, das bedrückende Versagen unserer eidgenössischen und kantonalen Behörden vor den Flüchtlingsproblemen des letzten Weltkrieges, wie es der Bericht von Professor Carl Ludwig und neuerdings das Werk von A. Hässler «Das Boot ist voll» heilsam festgehalten haben. Auch von dem stolzen Begriff einer Helvetia mediatrix scheinen wir noch recht weit entfernt zu sein. (Abgesehen davon, ist solches Mittlertum zwischen Kulturen ja nicht eine Sondereigenschaft der Schweiz; fast jegliche hohe kulturelle Entwicklung beruht auf einem übernationalen Mittlertum.) Es gibt noch allerlei zu tun, damit zum Beispiel die wirkliche Verständigung und gegenseitige Befruchtung von Deutsch und Welsch bei uns lebendige und vielseitige Wirklichkeit werde, angefangen bei der allgemeinen Beherrschung der beiden Sprachen und der Kenntnis der beidseitigen kulturellen Leistungen, bis zur Befreiung von verständnishemmenden, verzerrenden Vorstellungsklischees. Auch die Vertrautheit mit den beiden Minderheiten der Tessiner und Rätoromanen bedarf noch erheblicher Verbesserung, das zeigt die tägliche Erfahrung ebenso mahnend wie anspornend.

Kritiker im Wohlstandsstaat

Das Unbehagen, das zurzeit, wie früher auch schon, durch unsere helvetischen Gauje geistert und knistert, gewürzt durch die pointierten Kritiken derer, die sich manchmal in ihrem Nonkonformismus fast noch monotoner und konformer gebärden als die von ihnen Visierten, ist sicherlich auch mitbedingt durch das materielle Wohlergehen, dessen sich heute viel breitere Kreise erfreuen als je zuvor. Es wäre aber ebenso absurd wie heuchlerisch und billig, die wirtschaftliche Hebung moralisierend und verallgemeinernd für das Malaise verantwortlich machen zu wollen. Sollten wir denn nicht froh und dankbar sein, dass es auch bei uns, wie in anderen westlichen Ländern, immer grösseren Volksschichten besser geht und dass sie sich über das Nötigste hinaus einen bescheidenen «Luxus» mit mehr Musse, mit Reisen, mit Genuss, Freude, Bildung leisten können, dies in einem Europa, das vor erst zwei Jahrzehnten halbriiniert am Boden lag? Dass die Völker des freien Westens auf diesen «Ausbruch des Wohlstandes» so schlecht vorbereitet waren, dass sie weder aus erzieherischen, noch sozialen oder kirchlichen Kreisen rechtzeitig dazu erzogen und reif gemacht wurden, um mit den Mitteln vermehrten Wohlstandes wie mit den Möglichkeiten der modernen Technik vernünftig, sinnvoll und beherrscht umzugehen, ist sicherlich nicht die Schuld des wirtschaftlichen Aufstiegs; eher haben es hier jene Kräfte, denen die menschlich-geistige Festigung der Mitbürger anvertraut ist, an Voraussicht und manchmal auch an richtiger Erkenntnis fehlen lassen. Ungewollt bestätigen manche Kritiker der Schweiz, so heftig auch ihre Angriffe tönen, durch ihr eigenes Verhalten das erfreulich Positive unseres Landes. Alle Mängel und Schwächen, auf die hinzuweisen sie nicht müde werden, halten sie nicht davon ab, ihren Wohnsitz in der Schweiz, ihrer Heimat, zu behalten. Sie fühlen sich hier recht wohl, das Leben im unbehaglichen Kleinstaat ist ihnen offenbar doch noch behaglicher als ein Leben in so manchen Grossreichen, die sie von weitem bewundern und gar als Vorbild preisen. Selbst diejenigen, die am eifrigsten mit den kommunistischen Oststaaten liebäugeln, ziehen die freie Luft der «unzeitgemässen Schweiz» und ihre «museale Muffigkeit» dem dynamischen Klima der bewunderten staatskapitalistischen Totalitarstaaten vor. Und wenn über den Gesinnungsterror geklagt wird, den die «konformistischen» oder «reaktionären» Elemente angeblich ausüben, so wäre zu sagen, dass die einseitige und voreingenommene

Gesinnungsdiktatur bei jenen, die sich «anti-» und «non-konformistisch» nennen, bisweilen nicht geringer ist. Bei beiden ist ein Verlust an jener Eigenschaft festzustellen, die zu den Voraussetzungen jeder lebendigen Gemeinschaft gehört: Toleranz, Achtung für die andere Meinung. Dazu hülfe noch ein weiteres, das dem Schweizer sonst nicht abging: Humor. Der aber ist heute leider in vielen Diskussionen ausgeschaltet.

Die «Zertrümmerungslust» und oft sich selbst genügende Angriffigkeit würden sich in dem Augenblick wie ein Spuk auflösen, da unser Land einer neuen Daseinsprobe ausgesetzt wäre, wie etwa zur Zeit des Dritten Reiches und des Faschismus. So wie damals die Kontroversen, an denen es wahrlich nicht fehlte, alsbald verstummen, und sich alle eins wussten in der Sorge um unser Eigendasein und unsere Freiheit und in der Verteidigung bis zum äussersten — ohne Ansehen der Partei, der Denkweise, der Richtung, der Sprache —, so würde sich auch das meiste dessen, was heute schärfsten Anklagen ausgesetzt ist, als recht peripher, als epiderhaft erweisen, wenn unser Land sich wieder vor einen Kampf um Sein oder Nichtsein gestellt sähe.

Es liegt im Wesen gerade der hohen, vitalen Lebenswerte, dass sie in ihrer Unersetzlichkeit und ihrer entscheidenden Bedeutung meist erst dann erkannt werden, wenn man sie nicht mehr besitzt oder wenn sie gefährdet sind. Nichts ist schwieriger zu lernen als die vorschauende Würdigung und der sinnvolle Gebrauch der Freiheit, solange keiner sie uns raubt. Die Schweiz ist heute in der glücklichen Lage, dass sie von aussen nicht bedroht ist. Auch im Inneren sind ihre Freiheiten nicht in Frage gestellt. Um so leichter ist es, sie rechthaberisch zu verfehlen oder zu missbrauchen.

Landesverteidigung — gegen wen, für was?

Heute fordern nun gewisse Kreise bei uns — eine künftige Verteidigungssituation als Möglichkeit voraussetzend — eine geistige Landesverteidigung, die der militärischen zur Seite zu stehen hätte. So naheliegend solches Vorhaben erscheint, so wenig entspricht es der wirklichen Situation. Man kann dergleichen nicht planmäßig, systematisch im voraus organisieren und präparieren. Was in den Gefährdungen durch das Dritte Reich und dann durch den Krieg spontan, ohne vorherige Vereinbarung, aber um so kraftvoller und einmütiger sich formte, mit dem ganzen Schwung und der Entschlossenheit einer aus unmittelbarer Bedrohung

entspringenden Bewegung, eines seelischen und geistigen Aufschwungs, verbunden mit einer Besinnung auf das Innerste, Kernhafte unseres Daseins — das lässt sich nicht blaupausenmässig, durch Organisation, Sekretariate und Uebungen sozusagen «kalt» bewerkstelligen. Und gegen was und wen soll sich denn diese Verteidigung überhaupt richten? Ideologische Infiltrationen sind zwar da, aber alles andere als eine ernste Gefahr. Unzufriedene Kritiker und frondierende Gruppen gehören zu jeder lebendigen Demokratie, und deren übliche Mittel reichen aus, solche Auseinandersetzungen vor einem bedrohlichen Uebermass zu bewahren. Die widerständigste Art geistiger Landesverteidigung aber wäre alles, was nach offiziöser Gesinnungslenkung oder Schnüffelei und Bevormundung riecht.

Eher liesse sich fragen, ob nicht die Art, in der heute bei den meisten ausländischen Anlässen, bei denen unser Land mehr oder weniger offiziell repräsentiert wird, nach Abwehr ruft. Wie lange noch wird man bei solchen Anlässen wie auch in den «Swiss Centres», die in New York, London, Mailand und in andern Städten entstehen, das kulturelle Gesicht der Schweiz, ihre Leistungen in Literatur, Kunst, Musik fast ganz unsichtbar lassen, während man ihre Uhren, ihre Apparate und Maschinen, ihre Textilien, ihren Käse und ihre Schokolade stets kräftig zur Geltung kommen lässt? Bestenfalls wird da unsere Kultur in Darbietungen der Jodeler, Fahnenschwinger, Käseroller, Treichelbimmler vorgeführt, gegen die durchaus nichts einzuwenden ist, nur repräsentieren sie schliesslich nicht das Wichtigste schweizerischen Geistesschaffens. Hier hätte die Schweiz in der Tat Grund, sich zu verteidigen, beziehungsweise sich vor sich selbst zu schützen, indem sie endlich auch dem Auslande das schweizerische Kulturleben und Geistesschaffen in dem Rang und mit dem Gewicht darstellte, die ihnen zukommen und in denen sie es mit anderen Ländern durchaus aufnehmen kann, besonders wenn man die Kleinheit unserer verschiedenen Kulturregionen bedenkt. Man könnte geradezu von einer Unterdrückung, von einem eigenen Unterschlagen der geistigen Schweiz reden. Der Vergleich mit den gewaltigen Anstrengungen, die von unsrern Nachbarländern seit langem unternommen werden, um ihren Rang als Kulturstaten und ihre schöpferischen Werke über die ganze Welt hin sichtbar zu machen, lässt eine kraftvolle Initiative von unserer Seite bitter vermissen, trotz der wertvollen, leider viel zu begrenzten Anstrengungen zum Beispiel der «Pro Helvetia». Vorderhand scheint unsere wirksamste geistige Selbstbehauptung im Aus-

land ironischerweise darin zu bestehen, dass alljährlich Hunderte unserer begabtesten jungen Leute nach den Vereinigten Staaten und anderswohin auswandern, weil ihnen Bürokratie und Eifersüchtelei in unserer Wissenschafts- und Hochschulpolitik manchmal nicht einmal den Zugang zur wissenschaftlichen Laufbahn im eigenen Lande ermöglicht.

Geistige Landesverteidigung gegen wen also? Am Ende hat sie sich doch in erster Linie gegen uns selbst zu richten, einmal indem wir weit aktiver als bisher dafür sorgen, dass die Kulturwerte unseres Landes der Welt besser bekannt werden, als es jetzt noch der Fall ist; dann aber indem wir, statt der Verteidigung, den gesunden Angriff ermutigen. Zum Beispiel den Angriff gegen die übertriebene Aengstlichkeit, mit der man mancherorts die oft scharfe, zuweilen übertreibende, aber im Grunde heilsame Kritik verurteilen zu müssen glaubt. Dass wir in unserer Demokratie auch ausgeprägte und bisweilen ätzende Meinungsgegensätze haben und sie austragen, mit ihnen fertig zu werden suchen, das deutet doch eher auf die innere Kraft unseres Staates. Es stünde bedenklich um ihn, wenn er solche Auseinandersetzungen, die immer wieder im Verlaufe seines Werdens und ganz besonders in den Jahren vor seiner Gründung 1848 in heftigsten Wogen aufschäumten — man denke an die Kämpfe zwischen den Konservativen und den Liberalen zur Zeit Gotthelfs — nicht mehr vertrüge.

Damit berühren wir nun zugleich den Kern der Frage nach der Situation der Schweiz in einer sich zutiefst wandelnden Welt: Nicht so sehr geistige Landesverteidigung, eine Art nachgemachte, epigonische Wiederholung dessen, was vor dreissig Jahren als spontane Reaktion emporschoss, brauchen wir, sondern den geistigen Angriff auf so manches, das in der Tat wandlungsbedürftig ist; den Willen nicht nur zum Bewahren des Lebendigen und Fruchtbaren in unserem Erbe, sondern die Bereitschaft zu grosszügiger Erneuerung, den Kampf gegen die Erstarrung und Verengung des Parteidenkens, durch die wertvolle, selbständig denkende Persönlichkeiten den Reihen der Parteien entfremdet werden. Man klagt, dass unsere Jugend nur geringes politisches Interesse bekundet und weist auf die oft bestürzend niedrigen Abstimmungsziffern hin. Man übersieht, dass vieles in unserem Staate und seiner Verwaltungsmaschine so gut funktioniert und in der Hauptsache so zuverlässig und sorgsam betreut wird, dass hier nur wenig Raum bleibt für ein reges oder gar kämpferisches, reformerisches Streben. Sobald es aber um vitalere, brennende und grundsätzliche Fragen geht,

auch solche, die über die Grenzen hinaus unser Verhältnis zu Europa und zur Welt bestimmen, findet man mühelos das rege Interesse der Besten unter der jüngern Generation, oft mehr als bei den Älteren. Es kommt eben darauf an, um was die politische Diskussion kreist und wie deren Fragen präsentiert werden. Schulbesuche in Parlamenten sind kaum ein geeigneter Weg, politisches Interesse in der Jugend zu wecken; sie erzeugen zumeist falsche und oft unvorteilhafte Vorstellungen oder einfach Langeweile. Die Erörterung wichtiger politischer Probleme der Schweiz und der Welt innerhalb der Schule ist besser geeignet, politisches Denken und Urteilen zu fördern, mehr auch als das, was häufig unter «staatsbürgerlichem Unterricht» verstanden wird. Nicht das Funktionieren unserer Institutionen ist zunächst das Packende, sondern das Erlebnis der grossen politischen Fragen und Kämpfe, die Gegenüberstellung der Meinungen, das Austragen der Spannungen und das Suchen nach Lösungen.

Die nie endende Aufgabe «Schweiz»

Was wir brauchen, sind sowohl junge wie gereifte Menschen, die herhaft an dem rütteln, was bei uns in der Tat erneuerungsbedürftig ist. Wenn in diesen Meinungskämpfen da und dort eine prominente Figur, eine sakrosankte Position ein wenig von ihrem Nimbus einbüsst, ist der Schaden nicht gross, manchmal ist es sogar gesund. Bei allem Respekt vor unseren obersten Behörden und gerade aus solchem Respekt heraus sollten wir deren Aeusserungen erst recht auf die Goldwaage legen. Wenn wir die Flut von Gemeinplätzen bedenken, die sich manchmal von oben übers Volk ergiesst, von den Zeitungen devot an markanter Stelle und in aller Breite präsentiert, während so manche weit originellere und substanzellere Aeusserung mit ein paar belanglosen Zeilen abgetan wird, so dürfte sich der Kampf für eine bessere Hierarchie der Werte und eine Befreiung von offiziösen Maßstäben sicherlich als beste Verteidigung und Belebung erweisen und zur Gesundheit unseres Landes auch beitragen. Aengstlichkeit ist meist Ausdruck innerer Schwäche oder Unsicherheit, bisweilen mangelnden Selbstvertrauens. Es ist möglich, dass heute, angesichts der zahlreichen, komplexen Probleme, die unsere Zeit stellt, mehr Menschen als früher — besonders solche, die in grosser Verantwortung stehen — solchen Regungen ausgesetzt sind. Betrachten wir die Situation unseres Landes mit einiger Distanz

und in historischem Vergleich, so werden wir erkennen, dass ein «malaise» irgendwelcher Art, Unbehagen und innere Spannungen beinahe zum Wesen unserer nationalen Entwicklung gehören. Sie sind, müssen wir annehmen, geradezu eine Bedingung der Gesundheit und Kraft unseres Staates. Jedenfalls haben wir heute weniger als je Grund zum Zweifel an der Entfaltungsfähigkeit der Schweiz, die sie befähigt, gemäss ihrem eigenen Rhythmus und ihren Werdegesetzen sich mit der Zeit auseinanderzusetzen und den Weg in die Zukunft zu gehen. Dieser Rhythmus war bisher nie hektisch, er zeugte meist von starkem Beharrungsvermögen, verbunden mit wachem Sinn für die Forderungen der Zeit, ohne sich von ihnen allzu sehr bedrängen zu lassen.

Der Treue zu den Traditionen, die oft bis zu einseitigem Konservativismus erstarrten mag, geht doch immer wieder die Virulenz der schöpferischen, vorwärtsdrängenden Kräfte parallel. Wenn die heutige Schweiz nicht mit fliegenden Fahnen in die Lager der Technokraten und der cartesianischen «planificateurs», die heute allenthalben ihre Doktrinen siegesgewiss verkünden, hinein-eilt, sondern auch diese Entwicklung mit Sinn für Mass und für das Reale, das Gewachsene prüft, so beweist sie damit vielleicht mehr Zukunftssinn als so mancher Anhänger von Modeströmungen und Tagesthesen.

Gerade ihr eigenes Leben zeigt der Schweiz immer wieder die unersetzbliche Kraft des Organischen, des spontan Werdenden und Wachsenden, das sich jeder nur rational planenden und scheinbar weit in die Zukunft hinein vorgreifenden Berechnung pragmatisch und letztlich doch überlegen entgegenstellt und sie in ihre Grenzen weist. Unsere Erfahrung in dieser Hinsicht könnte einem heute übereifrigsten europäischen und überkontinentalen Planen und Organisieren recht nützlich sein, wenn sie Gehör fände. Jedenfalls liegt darin für uns und unsere Stellung zu den Problemen der Integration, der Bewältigung der Technik, der Entwicklung unserer Wirtschaft eine innere Kraft, eine Ruhe auch, die wir nicht unterschätzen oder gar negieren sollten aus Angst, wir könnten «museal» werden oder «den Anschluss verpassen».

Wer nicht geblendet ist von Schlagworten und Mode-meinungen, wer die wahren Werdekräfte unserer Zeit zu erspüren trachtet, wird nicht die Empfindung haben, die Schweiz sei in Gefahr, unzeitgemäß zu werden. Ich glaube, sie ist schon heute zeitgemässer als je und wird, wenn sie sich selbst treu bleibt und ihre Aufgabe richtig begreift, immer bedeutungsvoller werden: für Europa, für die Entwicklungsländerhilfe, auch für die Aufgaben der

Vereinten Nationen, wo sie als Mitglied vorläufig nur ein hilfloses, wirkungsloses Rädchen mehr darstellen würde. Hier wäre Uebereilung ebenso kurzsichtig wie blosses Beharren auf bisher Bewährtem. Vielleicht hat Talleyrands Wort gerade jetzt für unsere Stellung einen aktuellen Sinn: «Il est urgent d'attendre». Die Zeit für unser Land wird kommen. Das soll nicht hindern, dass schon jetzt von einzelnen Einsichtigen das Denken langsam in diesem Sinne vorbereitet wird. Es sind revolutionäre und konservative Kräfte, die die Schweiz gemeinsam geschaffen und geprägt haben. Am fruchtbaren waren auf lange Sicht und für die Tiefenwirkung naturgemäß die konservativen Impulse. Stärkste Förderer der modernen Demokratie waren nicht die Jakobiner, deren Revolutionshysterie bald im blutigen Terror endete, sondern ein Geist wie Alexis de Tocqueville, ein weitblickender Konservativer, der über den Werdegang der modernen Demokratie Wesentlichstes erkannt und gesagt hat, das bis heute noch gültig und hilfreich bleibt, im Fördernden wie im Warnenden. Er hat die grosse und nie endende Aufgabe klar erfasst, die sich wie jeder Demokratie auch uns stellt: aus den Bedingungen der Zeit, in immer neuer Anstrengung und Wachheit, immer wieder das Gleichgewicht, die Synthese herzustellen und zu erhalten zwischen Freiheit und Ordnung. Dies bleibt auch heute die Richtlinie für unser Land, das deshalb auch weiß, weshalb es sich vor allem wehrhaft erhalten muss, und das zugleich allen guten Kräften, den bewahrenden wie den neugestaltenden, den Weg offen halten will, in steter Bereitschaft für das, was die Treue zum Erbe und was die zukunftgerichtete Gegenwart fordert.